Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 27

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]

Autor: Haensel, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643638

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IUND. Khans chingis Khans Die letzten

HAENSEL Von CARL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 1. Fortsetzung.

Bubenberg achtete nicht darauf, daß man im Nachbarhaus die Läden des Obergeschosses schloß und zunagelte, soweit die Kenfter nach seinem Grundstück hinüber sahen. Seine Aufmerksamteit murde von der Ankunft der keltischen Funde völlig in Anspruch genommen. Er kommandierte die Wagenkolonne in den Garten bis vor die Terrasse. Eine begueme Sandsteintreppe mit breiten Stufen verband fie mit dem Park. Die schweren Riften wurden vorsichtig heraufgetragen und wie Särge nach einem Eisenbahnunglud, eine nach der anderen, niedergestellt. Die überdachte Terrasse war der geeignete Platz, vor Regen geschütt, aber boch frisch und feucht, ohne trodene Zimmer= wärme. Er hatte vor, die Kiften dort verschloffen unten zu lafsen. Aber er war zu neugierig, wie die feinen Knochenteile die Ortsveränderung überstanden hatten. Er ließ zunächst eine öffnen, dann noch eine, und schließlich alle. Die Dedel murden dann nur lose aufgelegt, da man vor Dieben hierzulande völlig sicher mar, außerdem schwer verwertbare Steletteile keinen besonderen Anreiz boten.

Die Funde waren wirklich ausgezeichnet. Bubenberg freute sich auf die erstaunten Gesichter seiner Archäologen und trank mehrere Flaschen Dole de Sion. Dann schlief er schlecht, zumal der Mond in seinem Zimmer stand und träumte schwer. Er erwachte am nächsten Morgen mit dem bedrückenden Gefühl, daß irgendein Unglück geschehen sei. Aber der Tag ließ sich noch viel schlimmer an, als die grimmigste Laune argwöhnen konnte. Der Diener kam ihm niedergeschlagen entgegen. Statt des Morgenkaffees brachte er nur die Worte heraus: "Die Hunde von drüben find es gewesen . . .!"

Bubenberg hatte an alles Mögliche gedacht, an Druckge= fahr, atmosphärische Wechsel, aber doch nicht daran, daß eine Hundemeute seine kostbaren Skelette für einfältige Knochen hielt. Die Bestien des Kabassatal waren zur Nacht aus ihrem Zwinger ausgebrochen, der provisorisch im Hühnerhof angelegt war. Sie hatten sich auf das Grundstück Bubenbergs geschlichen, waren den Spuren der Lastpferde und der Menschen bis zur Terrasse gefolgt. Dort hatten sie die sorgsam ausgehobene Graberde zerwühlt, die Knochenteile angeknabbert, oder ganz gefressen. In den Riften hatten sie sich dann eingescharrt und eingenistet, wie es ihre Vorfahren auf den unbewachten Friedhöfen vor Konstantinopel gewohnt waren.

Als Bubenberg auf den Alarm durch den Diener herunter= fam, sah er das lette der Tiere aus einer der Kisten hervorbrechen. Er hatte kaum gewagt, die empfindlichen Ueberreste der verfloffenen Jahrtausende nur mit den Händen anzurühren. Aber diese Bestien batten sich in seinen Beiligtumern geaalt, aus viehischer Wollust alles zerbissen, was menschliche Form noch eben andeutete. Mitten auf dem Rasen lag noch ein zerbröckelter Schenkelknochen, den sie auf der Flucht mitgeschleppt hatten und der unterwegs verloren worden war.

Bubenberg warf mit Steinen und Stühlen hinter ihnen her und briillte nach seinem Jagdgewehr. In seine hemmungslose But tonte der Pfiff drüben aus dem Park. Der Türke lockte wieder einmal nach einem Treffen seine Hunde.

Ob er gelacht hat? Bubenberg konnte es nicht bestimmt sagen. Aber ein paar Verdachtsmomente prägten sich in sein Gedächtnis. Er verzichtete darauf, seinen Nachbar zu besuchen und zur Rede zu stellen. Er war durch die Ereignisse auf offenen Rampf eingestellt. Rache, nicht Entschädigung, war zu nehmen.

Der Tag war für jede ruhige Arbeit verdorben. Von frischem Unglück belastet, beschloß er einen weiten Marsch durch das Land, der ihn befreien sollte. Nach seelischen Erregungen drängte Schweizerblut zur förperlichen Bewegung. Bubenberg mußte sich jeden Zorn und Aerger von der Leber laufen. Dabei hielt er den Kopf gesenkt, den Blid an den Boden geheftet. Er machte große Schritte, trug nicht einmal einen Stock, fenkte die geballten Fäufte tief in die Taschen.

Als er sich gegen Abend auf dem Rückmarsch dem Walde von Muri näherte, spürte er mitten im Forft plöglich die Urangst des einsamen, wehrlosen Geschöpfes. Es überlief ihn, als ob ihn eine Todesgefahr anrühre. Erst dann unterschied er, im Begenfatz zur Stille des Buchenwaldes, das Gebell der rafenden Meute. Sie fam näher. Hunde hetten irgendein Wild. In Bubenberg empörte sich das Rechtsbewußtsein des Schweizers, der sein Stück Bieh zu verteidigen hat. Er griff ein Stück Holz auf. Aus dem Gehölz brach ein flüchtendes Reh, hinter dem die geifernden Zungen der Verfolger wie Flammen brannten. Das Reh fühlte Rettung hinter diesem Menschenturm und floh des= wegen geradewegs auf ihn zu. Bubenberg schlug dem ersten, fühnsten hunde über den Ropf. Da sprangen ihn die anderen von der Seite und von hinten an. Er fühlte Tagen und fah Rachen mit blutigen Zungen, roch den scharfen, ätzenden Atem des wilden Tieres. Das folgende war in seinem Gedächtnis verwischt. Er murde von einem sugen Geruch mach und sah, wie neben ihm ein mächtiger Wolfshund den buschigen Schweif fentte.

Er felbst lag ausgestreckt am Boden, neben ihm kniete eine

Wie die Landschaft ganz anders wird, wenn man den Kopf schief hält, gewinnt das Gesicht andere Bedeutung, das man zum erstenmal liegend anschaut. Die Ehrfurcht und Liebe zu den Eltern ift sicher zum Teil darauf gegründet, daß wir sie zuerst aus unserer Säuglingswinzigkeit gang von unten ber faben.

Die Hand der neben Bubenberg knieenden Frau ruhte auf feiner Stirn und drückte ein Tuch auf die Bunde. Er versuchte aufzublicken und traf in Augen, groß wie auf Buddhabildern, ganz schwarz, aber goldene Punkte leuchteten auf ihrem dunk= len Grunde. Es war dieselbe Heiligenerscheinung, wenn auch ganz fremd und heidnisch, die er gestern über sich im Nachbar= fenster gesehen hatte. Seine Bedanken verwirrten sich: Er faß im Puppentheater, in Muri, beim Jahrmarkt, fah die wunderbare Genofena, dann Golo, den bofen, morderischen Golo, mit Blatternarben und der gleich einem Türkenschwert gebogenen Nase, por deffen brutaler Wirklichkeit das suge Bild verschwand. Sein Bewußtsein verlor fich weiter in freifelnden Tiefen. Und dort pacte ihn der Hundetraum, nur noch ärger als sonst, weil er nicht mehr ftumm war, sondern von den Bestien des Rabasfakal das Blutgeheul übernommen hatte.

Er lag in seinem Schlafzimmer, als er erwachte. Um den Kopf hatte er einen fest anliegenden, schmerzenden Wickel. Sein Bett war kalt, durchschwitzt. Aber es war schon eine himmlische Erleichterung, wieder wach, in der hellen Welt, unter sesten friedlichen Dingen zu sein, die er seit seiner Kindheit kannte, und die ihm wohlwollten.

Mit den ersten Kräften seines erwachten Bewußtseins blies er die Fehen des Albtraumes hinweg, um seinen Horizont mit fröhlichen Bildern zu bewölsen. Er streckte sich aus und zauberte mit dem Erinnerungsvermögen das Antlit wieder über sich, das sich zu ihm geneigt hatte: die mondgesichelten Augenbrauen über gleitenden Sternen, die roten vollen Lippen, die blendend weiße Zähne zu verstecken hatten, die durchsichtige, schimmernde Haut. Bom Hals herab hing eine Berlenschnur mit einem eigroßen Topas. Er war vor ihm hin- und hergeschauselt, als wollte er necken und Bersprechungen machen. Er mißverstand damals noch so viel. Der Topas macht nie Liebesverheißungen, denn es ist der Stein der Keuschheit und bändigt das Blut. Selbst wenn Wars, der Abenteurer- und Berwirrungsstifter, im Zenith steht und die Stunde regiert, kann immer noch der sanste Topas helsen und retten.

Die Hunde hatten ihm nicht viel getan, mehr gefrat und begeifert als zugebissen, wie es so ihre Art ist. Er stand schon nach ein paar Tagen wieder auf, frischer als vorher, weil seine Gedanken eine Richtung hatten. Zwar immer noch eine passive, er wartete. Irgendein Zeichen von drüben mußte doch kommen, eine Nachfrage, wie es ihm gehe, eine Blume . . .

Alls aber wirklich nichts kam, da war es ihm ganz klar, daß dieser Räuber und Teusel die Frau gesangen halte und hindere, das Einsachste und Selbstverständliche zu tun, das hier in Bern sonst jeder getan hätte: sich für die Uebergriffe der eigenen Hunde zu entschuldigen. Und wieder kochte der Haß in ihm über. Diesmal schon näher, bewußter, bleibender, nicht nur Instinkt, sondern schon Ueberzeugung.

Wer war es überhaupt? Er wandte sich an die Polizei. Die Berner kannten sich alle untereinander, es war ein Staat wie ein Verein. Der Polizeiwachtmeister seines Bezirks

war mit ihm auf der Schule gewesen.

"Rabassatal Tscherkeß Mehmed Pascha!"

Bunächst einmal ließ er sich den Namen erklären.

Rabassafakal heißt Schwarzbart. Mehmed ist der Vorname, Bascha der Rang, Tscherkeß Stammesbezeichnung. Kabassafakal ist der unterscheidende Spitzname. Die Namen wurden ähnlich gebildet wie früher bei den Römern.

Rabassatal Tscherkes Mehmed Bascha war in besonderer Sendung vom Sultan bei der Eidgenossenschaft beglaubigt. Der Kabassatal war daher außerstaatlich. Der Bundesrat vermochte seine Abberusung verlangen, weiter nichts. Der Schutz gegen seine Hunde konnte daher nicht durch Strasen durchgeführt werden. "Allso schießen wir, wenn sie kommen!" rief Bubenberg.

"Schade drum!" meinte der Polizist.

"Bist du Hundeliebhaber?"

"Ich habe da drüben einen Rüden gesehen — in drei Teufels Namen, so einer fehlt uns draußen in der Zuchtanstalt!"

"Nimm ihn doch in Schuthaft!"

"Wenn das ginge! Aber an deiner Stelle, Bubenbergs Hans, würde ich mir wirklich lieber einen fangen, als ihn ums zulegen. Es gibt da so Tierschadenbestimmungen im Alten Landsrecht! Selbsthisse, die in diesem Falle erlaubt ist."

"Fangen? Diese Frosche find ein wenig biffig!"

"Das lernt sich! Komm heraus in unsere Dressuranstalt. Es gibt eine Jiu-Jitsu gegen Hunde. Ich bringe es dir bei. Es kostet dich nichts!"

"Also bei euch soll ich das Hundestehlen sernen! Habt ihr auch eine Dressuranstalt für Taschendiebe?"

Die Dressuranstalt bestand aus einem weiten Gelände vor der Stadt, mit Stacheldraht eingezäunt und einem einstöckigen Berwaltungshaus. Die Hunde waren in Baracken untergebracht. Gezogen wurden nur Wossphunde. Der Anstaltsleiter freute sich über Bubenbergs Interesse, außerdem kannte auch er ihn bereits vom Militärdienst her; sie waren beide Artisseristen.

Bubenberg wurde in einen dicken Anzug aus Leder, Wolle und Watte gesteckt. In diesem Schildkrötenpanzer versuchte er die Hunde durch fliehende Bewegungen zu reizen. Sie hetzten ihm dann auch nach und lernten es durch immerwährende Wieberholung und das Beispiel der schon Dressierten, ihn zu stellen und, wenn er sich wehrte, anzugreisen und umzureisen. Es geschah ihm nichts, es konnte ihm nichts geschehen, aber es ging doch höllisch auf die Nerven.

Die Zuchtlehrer brachten ihm dann die Abwehrgriffe und Schläge bei, mit denen er sich von den Hunden befreien konnte. Es waren naturgegebene Fehler, in die die Hunde beim Angriff immer wieder verfielen. Wenn man sie kannte, konnte man jeden nicht abgerichteten Hund in wenigen Sekunden erledigen.

Bereits nach ein paar Uebungstagen gewannen die Hunde in Bubenbergs Augen Gesichter. Bis dahin sah einer aus wie der andere. Aber nun unterschied er selbst bei gleichen Rassen und Familien Ohrstellung und Ropsbaltung, Schweifrichtung, Gebell und Lauf. Er hatte nicht mehr mit einer geschlossenen Meute, sondern mit Einzelwesen zu tun. Diese Fähigkeit betätigte er sosort bei seiner Nachbarschaft. Er konnte jetzt deutlich den Heerhund der Baschameute, den sie Marduk nannten, dessen Lieblingssrau, die weniger begehrten Hündinnen, Kinder und eisersüchtigen Bettern voneinander unterscheiden, selbst wenn er sie nicht zusammen sah.

Je mehr er sich mit den Hunden draußen abgab, und die des Baschas beobachtete, um so häusiger übersielen ihn des Nachts die Wolfsaugenträume. In vielen Spielarten war es im Endergebnis immer dasselbe: die Glutaugenlawine warf sich über ihn, um ihn bei lebendigem Leibe zu zermalmen. Manchmal begann der Traum mit einem einzigen Augenpaar, das am Horizont austam und sich alsdann millionensach verteilte. Ein anderes Wal aber leuchtete zunächst der Sternenhimmel über ihm; er lag friedlich ausgestreckt auf einer Meeresklippe. Plöglich aber spalteten sich die Lichter, ein jedes wurde zu einem Augenpaar und raste zu ihm herab. Kote Zungen gesellten sich unterwegs zu diesen Glutaugen. Er aber konnte kein Glied mehr rühren, lag schreckgelähmt über dem, von Oktopussen wimmelndem Weere, obwohl er schon den zugigen Brand der Höllenrachen dicht vor sich spürte.

Er gehörte zu den blonden, hochgewachsenen Männern, deren Statur Rrafte vortäuscht, die fie nicht besitht, und die fich dessen schämt. Trot Ueberlastung und Ueberspannung ihrer see= lischen Widerstandstraft wollen sie ein Ueber-ihre-Kraft nicht gestehen. Bubenberg fühlte, daß die Hundehete ihm schadete, aber er wollte nicht aufhören. Und vor allem wollte er sich nicht zugeben, daß ihn am meiften das Geheimnis des Nachbarhauses mit den nach feiner Seite zu geschloffenen Fenfterläden beunruhigte und zermürbte. Was geschah dort nachts hinter diesen Läden? Was trieb der Rabaffakal, der aussah wie ein Menschenfresser? Wie hielt es die Frau neben ihm aus? Bubenberg tonnte morgens sein Haus nicht eher verlassen, als bis er mit eigenen Augen gesehen hatte, daß Mirimah aufs Pferd gehoben worden war und mit dem Rabaffatal und einem Diener, oder aber nur mit dem Diener und den hunden in den Bald ritt, aus den nächtlichen händen des Rabaffakal wieder einmal gerettet.

Aber an einem Bormittag kam sie nicht. Er ertrug das Geheimnis des Nachbarhauses nicht länger. Seine Phantasie neigte zu Nebertreibungen. Greuelvisionen nahmen ihm die Selbstbeherrschung. Er holte aus seinem Waffenschrant den Feldstecher hervor, den er zu den Schießübungen gebraucht hatte. Damit suchte er drüben im Nachbarhaus die Spalten der verrammelten Läden ab. Hat da nicht ein Mensch geschrien? Oder geseufzt? "Verdammt! Dieser sinnlose Wind! Das versluchte Geäst! Was hat es zu ächzen! Ich werde abholzen lassen! Erspreng wie ein Wahnsinniger die Treppe hinauf und begegnete

sich im Spiegel. Er erschraf über sein eigenes Gesicht. "So geht es nicht mehr weiter! Ich kann nicht mehr lauern und warten! Arieg ist erklärt und nun muß geschossen werden. Wenn er nicht zu mir kommt, gehe ich zu ihm . . .!"

Den fast tauben Diener beunruhigte es wenig, daß Bubenberg laut mit sich sprach und am Unisormschrank hantierte. Er war froh, daß er ihn nun endlich gefunden hatte. Er frug, ob der Herr seinen Waffenrock brauche, den Galaanzug oder den für ein Liebesmahl? und dann meldete er, daß ihn ein Herr Djavid Ben zu sprechen wünsche.

Bubenberg verstedte den Feldstecher vor seinem Diener. Wenig Haltung verriet es, die Nachbarsenster mit einem Artillerieglas abzusuchen!

"Wer ist Herr Djavid Ben?"

Der Diener wußte es nicht, hatte ihn noch nie gesehen. "Schaut er türkisch aus?"

"Nicht wie der da drüben! Es scheint ein sehr gebisdeter Herr zu sein."

Immerhin — der Name klang türkisch. Schon darum war er Bubenberg interessant. Er empfing den gemeldeten Besuch.

Djavid Ben fam mit dem sonderbaren Anliegen, Bubenbergs Haus in Muri zu mieten.

"Wer hat Sie geschickt? Irgend ein Vermittser, den ich gar nicht beauftragt habe?"

Nein. Djavid kannte hier niemanden. Aber er könne Bankaktreditive vorlegen. Wenn Bubenberg das ganze Haus nicht vermiete, begnüge er sich mit ein paar Zimmern.

"Dort drüben hat schon ein Landsmann gemietet. Wollen Sie hier in Muri eine türkische Kolonie gründen?"

Das Gespräch war nun an dem Punkt angelangt, wo sich einer von beiden zunächst über seine Stellung zum Kabassakal erklären mußte.

Djavids Gesichtsausdruck blieb sanst. In jeder Lage seines kurzen abenteuerlichen Lebens war sein Gesichtsausdruck zunächst einmal sanst. Selbst als er vor ein paar Jahren unter seinem letzten Galgen stand — ein paarmal vorher war es bei den verschiedenen Umstürzen gut gegangen —, blieb er bis zum letzten Ruck der Schlinge sanst und hoffnungssroh. Europa, die Hochsinanz des Westens, werde ihn nicht verlassen. Er verrechenete sich, dieses eine Mal . . . Damals bereits, als er mit Bubenberg verhandelte, genoß Djavid Bey das Vertrauen der Variser Bankwelt.

Ruhig und geduldig wartete Djavid Ben, bis Bubenberg seinerseits als erster seine Stellung zum Kabassaflafal preisgäbe. Bubenberg aber schwieg. Er betrachtete die lange, geschwungene Nase des Türfen, die ihn, weil deren Form dem Berner gänzlich fremd war, an einen Hammel erinnerte. Aber dunkelbraune Augen flankierten sie, tiese, unersorschliche, weise Augen, zu groß, um zornig zu blizen, aber stets von einem inneren Leuchten belebt. Die bleiche Stirn war zurückgebogen, der ganze Schädelbau drängte nach dem aufsallend großen Hintersops. Die Lippen blieben das einzig Häßliche an ihm. Aber er glich die Berschwollenheit seines Mundes durch eine wohlklingende Stimme wieder aus, die Zahlen und Zahlungsversprechen wie Zitate persischer Gedichte darreichen konnte.

Djavid Ben ließ sich ruhig beobachten, nannte aber dann ganz unvermittelt einen phantastisch hohen Preis, den er als Miete zahlen wolle.

Die Bubenbergs waren früher Landsknechtführer, und auch der letzte Hans von Bubenberg konnte das Angebot einer großen Summe nicht ganz gleichmütig aufnehmen.

"Belche Miete zahlt der Teufelskerl da drüben?" frug er, und zeigte auf die verschlossenen Läden des Baschas.

Djavid Ben zuckte die Achseln. Das wisse er nicht. Aber eines wußte er jetzt: daß Bubenberg mit seinem Nachbar nicht freundschaftlich stehe. Djavid setzte also mutig hinzu, daß er den Kabassata auch nicht fragen könne, er sei zwar sein Landsmann, aber er hasse ihn.

Bubenberg sprang auf, schütteste den um drei Köpfe kleineren Orientasen: "Auf Sie habe ich gewartet!" Bubenberg erfuhr nun folgendes:

Die Sultansherrschaft in der Türkei duldete damals keiner= lei geistige oder politische Bewegung. Sie begnügte sich, bas leise Faulen im Innern zu reglementieren und nicht zu stören. Jeder, der die Verfallserscheinungen befämpfte, Staat und Ge= sellschaft nach westlichem Muster erneuern wollte, verschwand in den Kasematten von Erzerum oder in den Fluten des Goldenen Horns. Diese hatten sich aus kriftallener Klarheit in ein gärendes, schwelendes Stickwasser verwandelt. Der Schlamm saß dort bereits so unergründbar tief, daß alle Versuche mißlangen, nur einen Pfeiler niederzubringen, man mußte fich mit Schiffs= brücken behelfen. Die jungen Patrioten hatten sich zu einem Berband zusammengeschlossen, dessen Wahlspruch war: "Ittihad we Terakti", Einigkeit und Fortschritt. Da die Polizei Abdul hamids mit jedem Mittel, mit Spigeln und Berrat arbeitete, mußten fich die tatfräftigen "Jungtürken" im Ausland aufhalten, um von hier aus den Umsturz vorzubereiten.

Aber Abdul Hamid sah nicht ruhig zu, sondern organisierte einen Geheimdienst, der auch im Ausland die Jungtürken überwachte und versolgte. Dessen Chef war der Kabassakal. Djavid Ben aber gehörte zum jungtürkischen Komitee.

Der Kabassatal hatte bereits erreicht, daß Jungtürken in Paris ausgewiesen wurden. Die traditionelle Freundschaft der Franzosen mit der offiziellen Türkei duldete nicht, daß die Revolution von dort aus geleitet wurde. Berlin kam vollends nicht in Frage, nachdem der Kaiser Ubdul Hamid als seinen Freund bezeichnet hatte. Aber sogar in der Schweiz waren einige Kantone von dem Kabassatal gegen die Jungtürken eingenommen worden, besonders Lausanne. Dort hatten sich die Kussen underliebt gemacht, und der Kabassatal hatte den Argwohn der bürgerlichen Polizei auch auf die türkischen Studenten gerichtet, obwohl diese nicht das geringste mit Rihilismus oder Kadikalismus im russischen Sinne zu tun hatten.

"Sie wollen also hier in meinem Hause Schießscharten gegen den Kabaffakal anlegen?"

Djavid vermied es, in einer politischen Sache auf eine so unbequem gerade Frage zu antworten. Er beteuerte die zivilissierte, durchaus friedliche Gesinnung der Jungtürken, die nicht daran dächten, einen Gewaltakt gegen einen Landsmann im Ausland zu begehen. Sie hofften, das Ziel der Resorm ohne Schießen zu erreichen, nur durch die Wucht ihrer Argumente und durch die Finanznot der Günstlingswirtschaft. Gerade seine Ausgabe sei es, das europäische Kapital über die Verhältnisse in der Türkei auszuklären. Jede frische Anleihe bringe als Bedingung auch eine kleine Neuerung. Man käme auf diesem, der moderen Kultur allein würdigen Wege zwar langsam, aber sicher zum Ziel.

"Wo gehobelt wird, fliegen auch Späne!" Bubenberg betrachtete argwöhnisch das sanfte Gesicht des Türken. Berschlagen war sein Ausdruck nicht, aber doch versteckt und verschlossen. Zugegeben, daß Djavid selber kein Gewaltmensch war, wer bürgte für seine Helser? Wenn aber ein Attentat oder etwas Aehnliches von seinem Grundstück aus geschah, so waren Unannehmlichkeiten sicher. Aber auch dies hätte Bubenberg nicht abgeschreckt. Er hielt es nach ein paar unruhigen Streifzügen durch das Zimmer für das richtige, die Sachlage offen darzutun. Mochte dann der andere entscheiden, wie er wolle:

"Ich zweisse nicht an Ihren friedlichen Absichten, aber an der Möglichkeit, ohne Gewalt zum Ziel zu kommen. Wir Schweizer wissen, wie es in der Welt zugeht und halten deshalb unser Pulver trocken. Wenn es nicht sein muß, mischen wir uns nicht ein. Kommt in diesem Falle hinzu, daß dieser Kabassakal nicht alle in dort drüben wohnt. Ich gönne ihm, glauben Sie mir, daß ihm eine Ladung Dynamit vor die Füße fällt. Aber er hat eine Frau in diesem Hause, die das sansteste und seltenste Geschöpf ist, das ich gesehen habe. Es tut mir schon leid genug, daß die Geschichte mit den Hunden dazwischen gestommen ist und alles in meinem Hause mit dem drüben auf Kriegssuß steht. Das geht schon so weit, daß der kleine Verschnittene, den sie dort drüben haben, meinem Diener nicht bes

gegnen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruslich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Krastanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist sertig — ich bin schon zu einer Attion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassakal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!"

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stich-

wort gegeben:

"Ich habe Ihnen ersichert, daß wir keinen Gewaltakt gegen den Bascha unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmer als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er versolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bevor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gilt."

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

"Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschrittlichkeit von unseren Anstandsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beseidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassaka, sondern um seine Frau."

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Unstandsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indistretion zu hören und noch weniger ihr Borschub zu leisten.

Aber auch diese Auswallung war Djavid nur angenehm. "Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassafafal eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Borurteile und den Begriff des prinzlichen Geblütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Bichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge die zu Abdul Hamid selbst zu leiten

Bon dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Berus ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konsisziert."

Bern vom Rosengartensaus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blant und flar. Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt. Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge Zackig und giebelspis die Dächerschar Berknäuelt wirr in eiferndem Gedränge. Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht, Auf allen Wegen strömen sie heran; Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Rauernde Masse von Alltäglichkeit,
Gepfercht und gleichgemacht im Steingesüge.
Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt,
Steilt sich das Münster frei und fühn heraus,
Ahnung und Zeichen einer andern Welt.
Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern
Wie schweresos empor zum Himmel auf —
Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Aare gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Flüstern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türsschwellen lief.

Wer war der Tote?

Keiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Ersahrung zu bringen, es sehlten die leisesten, kleinsten Anhaltspunkte, es waltete Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Berlassenen; weder Berwandte noch Besannte, weber Freunde noch Berusskollegen hatten sich zur Beerdigung eingesunden. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Hertunst, Name, Alter und irdische Laufbahn des Toten waren in rätselhastes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Riemandstote einem Unsall zum Opfer gesallen, ob er aus Berzweissung, Not oder Elend selbst hinübergegangen war, oder ob ein Berbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem furzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städtleins dem rohgezimmerten, schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hin= untergelaffen wurde, trat wie zufällig, mit dem hut in der hand, Architett Ringeisen, ein Mann in den Bierzig, wegen seiner Tüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab fei= nen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Ropf, dem Gebet des Geiftlichen, und als die erften lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterkollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Strafengraben zur Welt gefommen fei. Tatfache mar, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umklammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schande feines Erzeugers ins Ohr geflüstert worden; in hundert Bariationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnut, der seine Braut im Stiche gelaffen; als liederlicher Rumpan, der das Geld feiner Eltern vertan; als Bruder Luftig, der Seghaftigkeit nur am Jagtisch bewiesen; als Trunkenbold und Mefferstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Berfemter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenlosen, des unbekannten Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerusen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empsunden, an der Bestattung des Findlings und Riemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktäglich gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Wehmütig lächelnd, mit ein wenig Mitseid, mit ein wenig Sehnsucht nach